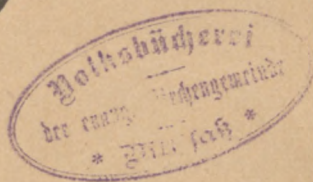


Aus den
Jugendjahren
meines
Seemannslebens
von
Adrian Jacobsen



[1912]

Deutsche Jugendbücherei Nr. 73
Herausgegeben vom Dürerbund
Hermann Hillger Verlag, Berlin-Leipzig

49167

II

Inhalt.

	Seite
Lebensbeschreibung des Kapitäns Adrian Jacobsen	3
In Todesgefahr	8
Besuch eines Lappländerlagers	10
Eiersammeln und Renntierjagd auf Spitzbergen	15
Das Schiffswrack	20
Bei den Eskimos in Grönland	24
In Labrador	29

Lebensbeschreibung des Kapitäns Adrian Jacobsen.

Ich wurde geboren am 9. Oktober 1853 auf der kleinen norwegischen Lofoteninsel Rißö (70 Grad nördlicher Breite und 16 Grad östlicher Länge Greenwich), also mehr als 250 Kilometer hinter dem Polarkreis, in der Nähe der Stadt Tromsö. Schon in der frühesten Jugend war das Meer mein Tummelplatz. Täglich fuhren wir in unsern kleinen Booten zwischen den vielen kleinen Lofoteninseln umher, um zu jagen oder zu fischen. Es war ein frisches, freies Leben für Körper und Seele, das wir dort führten. Nur ein großer Nachteil war damit verknüpft, nämlich der, daß wir sehr wenig Schulunterricht erhielten. Etwa sieben Wochen im Jahr wurde nur regelmäßiger Unterricht erteilt. Das kam daher, daß auf einer Insel unterrichtet wurde, während mehrere Inseln zu einem Schuldistrikt gehörten. So wurde häufig der weite Weg von den Schülern gescheut, die nicht auf der betreffenden Insel wohnten, auf der unterrichtet wurde, und der Unterricht konnte wegen Mangels an Schülern nicht stattfinden. Auch hinderte wohl die häusliche Arbeit und der Sturm, der den größten Teil des Jahres die Inseln umtobt, den Schulgang. Vom 13. Lebensjahre an widmete ich mich gänzlich dem Seemannsberufe, so daß ich von da ab bis zu meinem 16. Jahre überhaupt keine Schule zu sehen bekam. Als nun der bisherige Kapitän von meines Vaters Schiff auswanderte, beschloß ich, die Führung des Schiffes zu übernehmen. Um diesem Posten gewachsen zu sein und auch um ein Befähigungszeugnis zu erlangen, das ich haben mußte, schickte man mich in die Navigationschule zu Tromsö. Nach sechs Monaten bestand ich mein Steuermannsexamen, und ich übernahm nunmehr im Alter von 16½ Jahren die Leitung des Schiffes. Da ich aber noch so jung war, hatte ich meine große Mühe mit der Beschaffung der Schiffsbesatzung; niemand wollte sich mir anvertrauen. Schließlich hatte ich aber doch die nötige Mannschaft zusammen. Schulkameraden, deren Anführer ich in der Schule schon häufig gewesen war, hatten Vertrauen zu mir und stellten sich mir zur Verfügung. Im Jahre

1870 trat ich meine erste Reise an mit 16—18jährigen Matrosen — eine Ausnahme machte nur unser Steuermann, der bereits ein alter Knabe war. Ich hatte in den ersten beiden Jahren recht viel Glück an der Küste von Spitzbergen. Zweimal jährlich kehrte ich mit voller Ladung, bestehend aus Seehunden, Walrossen und Polartieren, zurück. Als ich in das 21. Jahr ging, wurde mir dieses Leben im Eismeer zuwider. Grüne und blühende Landschaften bekam ich überhaupt nicht mehr zu Gesicht, da schon im Frühling, wenn noch Schnee und Eis lag, die Ausreise begann, und bei der Heimkehr im Herbst war die Heimat wiederum in Schnee und Eis gehüllt. Ich wollte die Welt und die Menschen kennen lernen. So reiste ich denn im Herbst 1874 nach Hamburg, um einen dort ansässigen Bruder aufzufuchen. Hier lernte ich nun einen jungen norwegischen Kapitän, der ungefähr in meinem Alter stand, kennen, dessen Schiff nach Valparaiso befrachtet war. Diesem schloß ich mich an, um so Gelegenheit zu haben, mir wenigstens einen Teil der Welt anzusehen. In Valparaiso angekommen, musterte ich ab und betleidete dann zuerst einen Steuermannsposten auf einem Segler, der die Westküste Südamerikas besuhr. Dann war ich Geschäftsführer bei einem schwedischen Bäcker, der dort eine Filiale besaß. Später gründete ich zusammen mit einem Dänen und einem Schweden eine Fischereigesellschaft. Dieses Gewerbe wurde uns, weil wir Ausländer waren, aber bald auf Betreiben der einheimischen Fischer gelegt. Nunmehr reparierte ich mit einem finnischen Dockmeister zusammen havarierte Schiffe, was sich entschieden besser lohnte. Da kam eines schönen Tages ein Landsmann von mir mit seinem Schiffe nach Valparaiso. Er befand sich auf der Heimreise nach Hamburg, und dadurch, daß wir uns oft über unsere norwegische Heimat unterhielten, wurde die Sehnsucht nach meinem Norwegen in mir wachgerufen. Kurz und gut, ich reiste mit ihm nach Hamburg, um von hier in meine Heimat zurückzugelangen.

Während meines Aufenthalts in Chile hatte ich häufig die großen Kohlenbergwerke in Rorronell und Lotta besucht; dabei war ich auf den Gedanken gekommen, die reichen Kohlenlager auf Spitzbergen auszubeuten und mit den dort gewonnenen Kohlen den nördlichen Teil Norwegens zu versorgen. Leider bin ich nicht dazu gekommen, diesen Plan zur Ausführung zu bringen, da ich in Hamburg schon andere Arbeit fand, die ebenfalls mein Interesse erregte. Als ich nämlich im März 1877 in Hamburg anlangte, hörte ich von meinem Bruder, daß ein Schulkollege von mir von Herrn Carl Hagenbeck,

dem er Eisbären gebracht hatte, den Auftrag erhalten hatte, wenn irgendmöglich, eine Sammlung ethnographischer*) Gegenstände sowie eine Eskimofamilie aus Grönland nach Deutschland zu bringen. Da ich nun ganz bestimmt wußte, daß mein Landsmann von Nowaja-Semlja, wohin er sich anstatt nach Grönland gewandt hatte, niemals Eskimos bringen würde, so ging ich zu Herrn Hagenbeck, um mich meinerseits um den Auftrag zu bewerben. Ich unterbreitete Herrn Hagenbeck den Plan und hatte auch das Glück, mit der Angelegenheit betraut zu werden. Zuerst wandte ich mich nun nach Kopenhagen, um von der dänischen Regierung die Erlaubnis zu der Expedition einzuholen. Diese erhielt ich auch schließlich, dank der Vermittlung des Direktors vom Zoologischen Garten in Kopenhagen, der ein Verwandter des Ministers des Innern war. Anfang Mai 1877 trat ich von Kopenhagen aus mit der dänischen Brigg „Walvisch“, die bereits ihre 84. Reise nach Grönland machte, meine Reise an, und am 6. Juli desselben Jahres erreichte ich glücklich die grönländische Handelsstation Omenak. Trotz mancher Schwierigkeiten gelang es mir zuletzt, sechs Eskimos zu bewegen, mit mir nach Deutschland zu reisen. Am 26. September langte ich wieder in Kopenhagen an. Drei Tage später traf ich mit ihnen in Hamburg ein. Weiter unternahm ich im Auftrage der Firma Carl Hagenbeck eine Reise nach Lappland, die dazu diente, ethnographische Sammlungen sowie Lappländer und Renntiere nach Hamburg zu bringen. Auf dieser Reise gelangte ich auch wieder nach meinem lieben Tromsö hin, woselbst ich einige Tage verweilte. Die Lappländer begleitete ich später auf ihrer Rundreise durch Deutschland und Frankreich. In Havre nahm ich alsdann drei Patagonier (Mann, Frau und Kind) in Empfang, die ebenfalls Schauzwecken dienen sollten. Seit langem hegten Herr Hagenbeck und ich den Wunsch, ein eigenes Schiff für unsere Reisen zu gewinnen. Diesen Voratz brachte ich in der Folge zur Ausführung. Ich wandte mich zu diesem Zwecke nach Norwegen, wo ich auch bald einen für unsere Zwecke geeigneten Segler fand. Ende April 1880 unternahm ich mit dem erworbenen Schiff eine Reise nach Grönland und Labrador, die wieder dem Erwerb von ethnographischen Sammlungen diente; auch brachte ich wieder mehrere Eskimos nach Europa.

Da die Firma Hagenbeck in der Folge keine fremden Völker und Sammlungen gebrauchte und auch sonst keine richtige Verwendung für das Schiff vorhanden war, bot ich dem Königlichen

*) völkertundlicher.

Ethnographischen Museum in Berlin meine Dienste an, das fast alle von mir gesammelten Gegenstände von Herrn Hagenbeck käuflich erworben hatte. Ich legte meinem Angebot, das ich an den Direktor des Museums für Völkerkunde in Berlin, Herrn Professor Dr. Bastian richtete, folgenden Reiseplan zugrunde: der Schiffsrumpf sollte mit Kupferblech beschlagen werden und das Schiff Proviant für sechs Personen auf fünf Jahre erhalten. Die Reiseroute sollte von Hamburg durch die Magelhaensstraße zu den Patagoniern und Feuerländern sowie den Araukanern in Südamerika gehen, von dort zu den Osterinseln und weiter nach dem östlichen Polynesien. Im kommenden Frühjahr sollte dann ein Abstecher nach Britisch-Columbien und Alaska gemacht werden, während ich im Winter meine Sammlungen in Polynesien fortzusetzen gedachte. Den zweiten Sommer wollte ich mich dann wieder dem Norden zuwenden, und zwar diesmal nach den Kurilen, Kamtschatka und Ostsibirien fahren. Schließlich beabsichtigte ich, im darauffolgenden Winter noch Melanesien zu bereisen. Meine Vorschläge gefielen dem Museum, und da die ganze Reise, die ich mit einigen norwegischen Seeleuten auszuführen gedachte, sich auch verhältnismäßig billig stellte, so machte sich das Berliner Museum unverzüglich daran, ein ethnographisches Hilfskomitee ins Leben zu rufen, das die vorläufig notwendigen Mittel beschaffen sollte. Ich dagegen machte mich an die Ausrüstung des Schiffes. Eines Tages wurde ich jedoch telegraphisch nach Berlin gerufen, wo ich Order erhielt, mich sofort, unter Zurücklassung meines schönen Schiffes, per Dampfer nach Amerika zu begeben, um noch im Sommer 1881 in Britisch-Columbien mit den Sammlungen zu beginnen. Die Ursache dieser Maßnahme war, daß in Bremen ebenfalls eine Expedition nach Britisch Columbia und Ostsibirien ausgerüstet wurde, der wir zuvorkommen wollten. Ich begab mich also nach Nordamerika und sammelte von 1881—1883 an der ganzen Nordwestküste, von der Juan de Fuca-Straße im Süden Columbiens bis hinauf zum Eismeer im Norden Alaskas zirka 7000 ethnographische Gegenstände von großem Wert. Als ich im Spätherbst 1883 zurückkehrte, wurde die Sammlung vom Kronprinzen Friedrich und von zahlreichen Gelehrten besichtigt und meine Tagebücher wurden in Gestalt eines Reisewerkes veröffentlicht (Kapitän Jacobsens Reise an der Nordwestküste von Amerika, 1881—1883, Max Spohr, Leipzig). Indes ich mit dem Ordnen meiner Sammlungen beschäftigt war, bereitete das Museum eine neue Sammel-

reise vor zu den Völkern an der Wolga, in der Kirgisiensteppe und im Altai. Ferner sollte ich auf dem Wege nach Ostsibirien den Burjaten am Lena, den Orotshonen am oberen Amur, den Golden am mittleren und den Siljaken am untern Amur und Sachalin einen Besuch abstatten. Auch mit den Ainos auf Sachalin sollte ich Berührung suchen. Von Sachalin aus sollte ich dann über Korea, Japan und Amerika respektive Britisch-Columbien nach Europa zurückkehren. Im Frühling 1884 trat ich diese Reise an und beendete sie im Spätsommer 1885. Außer den für das Museum gesammelten Gegenständen brachte ich für die Firma Hagenbeck aus Britisch-Columbien einen Trupp Indianer mit nach Hamburg, die von mir in Gemeinschaft mit Herrn Hagenbeck in Deutschland herumgeführt wurden. Im Sommer 1887 unternahm ich meine dritte große Reise für das Museum für Völkerkunde in Berlin, und zwar führte mich der Weg diesmal nach dem Indischen Archipel. Von Mocassar auf Celebes, wo ich ein kleines Schiff kaufte, bereiste ich die gesamten Inseln des Archipels bis hinunter nach Neu-Guinea. Leider erkrankte ich unterwegs derart am Malariafieber, daß eine ursprünglich beabsichtigte Weiterfahrt nach Borneo und den Philippinen unterbleiben mußte. Ich kehrte somit nach Europa zurück. Auch diese Reise ist in einem Buche beschrieben worden (Jacobsen, Durch die Inseln des Bandameeres). Da ich ein Jahr lang auch in Europa von der Malaria geplagt wurde, konnte ich vorläufig keine größeren Reisen unternehmen. Im Jahre 1888 wurde ich zum Kustos des Museums für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes in Berlin ernannt, das von Virchow und andern neu gegründet worden war. Inzwischen waren die Mittel der Museen derart erschöpft, daß in absehbarer Zeit keine neuen Reisen ins Werk gesetzt werden konnten, und so kam es, daß ich im Herbst des Jahres 1893 nach Rückkehr von einer Amerikafahrt genötigt war, mich einer gänzlich andern Tätigkeit zuzuwenden. — Noch heute bedauere ich, daß die Verhältnisse mich zwangen, meine Reisetätigkeit für das Museum für Völkerkunde in Berlin aufzugeben, dem ich in zehn Jahren nicht weniger als ein Fünftel seiner Bestände eigenhändig gesammelt hatte.

Stellingen, den 4./11. 1911.

Adrian Jacobsen.



In Todesgefahr.

Aus dem heißen Becken des mexikanischen Golfs kommend und an der Küste Floridas hinstreichend, nimmt der Golfstrom mit seinem Hauptarm den Weg nach Nordosten und berührt so die Küste Norwegens. Trotz seines 8000 englische Meilen*) langen Laufes bringt er noch soviel Wärme dahin mit, daß in der hohen Breite vom Polarkreise bis zum Nordkap ein verhältnismäßig milder Winter herrscht. Nur selten sinkt das Quecksilber unter 10 Grad Reaumur, was zur Folge hat, daß die Sunde und Fjorde dieses Theils meiner Heimat nie zufrieren und Gewitter im Dezember und Januar nicht gerade selten sind. So kommt es auch, daß Hammerfest (70 Grad, 42 Fuß nördlicher Breite), die nördlichste Stadt der Welt, die gleiche Wintertemperatur hat wie Boston, das 2000 englische Meilen südlicher liegt. Ohne diese warme Strömung würde das nördliche Norwegen unbewohnbar sein und England die Temperatur von Labrador haben. Aber nicht allein Wärme bringt der Golfstrom, sondern er führt auch entwurzelte Bäume von der Küste Floridas und aus dem Atlantischen Ozean Balken und Planken, Trümmer der durch Sturm vernichteten Schiffe nach Norden und setzt sie zum Theil bei den Lofoten ab. Dieses Treibholz ist besonders als Baumaterial eine wahre Wohltat für die Fischerbevölkerung dieser Inseln, deren Fjorde tief ins Land schneiden, wo sie meist in Täler auslaufen, in denen, erst weit vom Gestade entfernt, der Baumwuchs beginnt.

Anfang März des Jahres 1873 waren wir mit der Ausbesserung und Ausrüstung unseres Schiffes beschäftigt, als ein schwerer Schneesturm, von scharfem Frost begleitet, eintrat, was uns zur Einstellung der Arbeit zwang. Um nun doch die Zeit nicht müßig zu verbringen, nahmen wir, mein jüngerer Bruder Hans, ich und zwei Leute unserer Mannschaft, als das Schneetreiben aufgehört

*) Eine deutsche Meile ist etwa gleich $4\frac{1}{2}$ englischen Meilen.

hatte, ein Boot, um Treibholz zu sammeln. Unserm Jüngsten, Fillip, damals sieben Jahre alt, erlaubte ich auf sein vieles Bitten gleichfalls mitzufahren.

Wir ruderten nun von einer Insel zur andern — die Lofoten-Gruppe besteht aus etwa 100 größeren und kleineren Inseln — und nahmen eine starke Ladung von den im Laufe der Jahre angesammelten Trümmern ein. Als wir gegen Abend den Heimweg antraten, hatten wir ein Vorgebirge zu umsegeln, in dessen Nähe die See sehr hoch ging. Raun waren wir uns der hier drohenden Gefahr bewußt geworden, als auch schon eine gewaltige Welle heranrauschte und das Boot unter sich begrub. Im nächsten Augenblick rangen wir mit den Wogen, doch war es mir noch rechtzeitig gelungen, unsern Jüngsten an mich zu reißen, den ich nun im Wasser, so gut es ging, auf die Schulter nahm. Mit dieser Last klammerte ich mich an eine Planke, an der schon einer der Bootleute hing. Von den stürzenden Wellen häufig bedeckt, trieben wir in den kalten Fluten, während sich mein Bruder Hans und der andere an dem Kiel des gekenterten Bootes festhielten.

Mit dem kleinen Kerl auf dem Nacken, der mir in seiner Todesangst fast die Kehle zudrückte und bei jeder über uns hingehenden Sturzwelle seine Armchen fester um mich schloß, war ich in einem Zustande, der jeder Beschreibung spottet. Zu meinem Schrecken fühlte ich, daß die eisige Temperatur des Wassers ihre Wirkung auf mich nicht verfehlte; meine Glieder wurden steif und steifer, und mit Entsetzen dachte ich an den Augenblick, wo ich, unfähig, die rettende Planke festzuhalten, mit meinem Bruder dem sichern Tode preisgegeben sein würde. Da hob uns, es mochte etwa eine Stunde verflossen sein — eine Ewigkeit für mich —, eine gewaltige Woge und trug uns in die Nähe einer kleinen Insel. Ich bot meine letzten Kräfte auf, aber mit einer Landung sah es sehr mißlich aus; der Rückschlag der Wellen vom Ufer war kaum zu überwinden; auch machte die Eisdecke, die die Uferfelsen in dicken Schichten überzogen hatte, ein Anklammern fast unmöglich, und meine lebende Last trug nicht dazu bei, meine verzweifelten Anstrengungen zu erleichtern.

Mehr und mehr ermattete ich, und wenn sich die Kräfte des Menschen in der Lebensgefahr auch zu verdoppeln scheinen, so kommt doch schließlich der Augenblick, wo sie, gänzlich erschöpft, auch dem stärksten Willen nicht mehr gehorchen. Dieser kritische Augenblick war bei mir, ich fühlte es, nicht mehr fern, als es meinem

Leidensgefährten gelang, festen Fuß zu fassen, und ich muß es ihm nachrühmen, daß er nun nicht nur an seine eigene Rettung dachte, sondern auch mir half, in seine Nähe zu kommen. Zuerst wurde Fillip geborgen, dann brachte ich auch mich in Sicherheit. Durch starke Bewegungen wurde alsdann das erstarrte Blut zu einem rascheren Kreislauf gebracht. Wir konnten nun an die Rettung unserer unglücklichen, an dem gekenterten Boot hängenden Genossen denken. Glücklicherweise trennte uns nur ein ganz schmaler Meeresarm vom Festlande und nach kurzem Überlegen vertraute ich mich mit meinem Bruder, den ich in den nassen Kleidern bei der Kälte nicht zurücklassen konnte, nochmals den Wogen an und erreichte glücklich den Strand. Hier bedurfte es nur einer Mitteilung des Vorfalls an unsere Bekannten, um sofort ein Boot aufs Wasser zu bringen, mit dessen Hilfe mein Bruder Hans und sein Gefährte gerettet und auch unser Boot geborgen wurde.

Da das schlimme Erlebnis auch für unsern Kleinen ohne üble Folgen blieb, priesen wir den gütigen Schöpfer, der uns, wenn auch mit sehr nasser, so doch mit heiler Haut aus dieser großen Gefahr hatte hervorgehen lassen.

Besuch eines Lappländerlagers.

Die Lappländer wohnen bekanntlich in den Hochgebirgen des nördlichen Norwegens, in einem Teil des nördlichen Schwedens und im südlichen Finnland. Der Zahl nach verteilen sie sich so, daß etwa 20 000 Lappen in Norwegen, 6000 in Schweden und 3000 in Rußland leben.

Was dem Bewohner der Wüste das Kamel, das ist dem Lappländer das Renttier; ohne dieses wäre seine Existenz unmöglich. Es liefert ihm sämtliche Bedürfnisse des Lebens: die Haut zur Kleidung und Bedeckung des Zeltes; die Sehnen zu Stricken; die Knochen und das Geweih zur Anfertigung von Werkzeugen; Fleisch, Blut und Milch endlich zur täglichen Nahrung. Vor den Schlitten gespannt, zieht es die sämtliche Habe, und im Sommer dient es als Paktier. Der schwerfällige Schlitten des Lappländers gleicht eher einem Schiff denn einem Schlitten. Beim Fahren kommt es häufig

vor, daß ein noch wenig gezähmtes Tier keine Lust zum Ziehen des schweren Schlittens verspürt, sondern sich auf seinen Herrn und Meister stürzt und ihn mit den Hufen bearbeitet. In diesem Fall kehrt der gutmütige Lappe den Schlitten über sich, läßt das Tier seine Wut ruhig austoben und fährt, als wenn nichts geschehen, dann ruhig weiter.

Die Lappen weiden ihre Renttierherden in den Tälern der nur mäßig hohen Berge des nördlichen Norwegens, im Hochsommer auf den der Küste vorgelagerten größeren Inseln. Um diese Inseln zu erreichen, werden die Renttiere von ihren Hirten und den sie begleitenden spitzähnlichen schwarzen Hunden in die See getrieben und legen den oft stundenlangen Weg schwimmend zurück.

In der Tracht unterscheiden sich die schwedischen Lappen von den norwegischen nur durch die Kopfbedeckung. Die Männer der norwegischen Lappen tragen nämlich eine Mütze mit viereckigem Deckel, ähnlich der polnischen, die mit Renttierhaaren und Federn gepolstert ist. Die Frauen eine solche, die auffallend an den römischen Helm erinnert. Die schwedischen Lappländer dagegen tragen, Männer wie Weiber, eine spitz zulaufende Mütze, an deren Ende eine Quaste befestigt ist.

Von einem der tiefen Fjorde in der Nähe des Nordkaps machte ich gelegentlich unter Führung eines ortskundigen, an der Seeküste ansässigen Lappen eine Reise in das Innere, um ein Lager nomadisierender Lappländer aufzusuchen. Unsere ganze Ausrüstung bestand in einem Kaffeekessel, Fischereigeräten sowie Brot, Kaffee und Zucker. Da größere Herden öfter ihre Weideplätze wechseln müssen, weil das Moos schnell abgeweidet wird, so wußten wir nicht genau, wo das Lager zu suchen sei. Wir marschierten zuerst durch eine von einem reißenden Bergstrom erfüllte Talschlucht, die mit verkrüppelten Birken bestanden war. Milliarden von Mücken umschwärmten uns und peinigten uns auf das empfindlichste. Weil der Fluß sich ziemlich fischreich zeigte, so machten wir an geeigneter Stelle halt und warfen unsere Angel aus. In kurzer Zeit hatten wir denn auch eine große Anzahl von Forellen erbeutet, die uns auf unserer Reise als Proviant dienen sollten, und brachen wieder auf.

Das an der Küste üppig grünende Gras wurde allmählich spärlicher, die Birken wurden immer kleiner, bis sie, als wir uns dem Hochplateau näherten, schließlich ganz verschwanden.

Das Hochland ist hier hügelig und besteht aus Schiefer- oder Basaltschichten; die einzige Vegetation bilden Moos- und Flechtenarten. Häufig trafen wir auf kleine Teiche oder Seen, auf deren einem ein Taucherpaar, sogenannte Lummern, sich tummelte, das bei unserm Herannahen eiligst die Flucht ergriff.

Die Sonne stand gerade im Westen frei über den Bergen; es war Mitternacht und kurz nach Hochsommer, wo zwischen Mittag und Mitternacht fast gar kein Unterschied ist. Nur ist die Sonnenscheibe rötlich, und die sie umgebenden Wolken sind violett gefärbt, wie bei uns gegen Sonnenuntergang. Alles ist totenstill, den geringsten Laut hört man meilenweit. Nirgends ein lebendes Wesen zu erblicken; selbst die Schneehühner, die in dieser Gegend sonst zahlreich vorhanden sind, haben sich in die tieferliegenden, mit Buschwerk bewachsenen Täler verzogen.

Wir bestiegen einen Hügel, der nach allen Richtungen hin eine Fernsicht bot, aber nirgends war eine Spur von aufsteigendem Rauch oder sonst ein Zeichen des von uns gesuchten Lappländerlagers zu entdecken. Da wir nun recht hungrig waren, beschlossen wir, aus unsern Forellen uns eine Mahlzeit zu bereiten und die Nacht hier in einem sich zu unsern Füßen hinziehenden Thal zu verbringen. Wir sammelten deshalb Reste von trockenen Zwergbirken und Gras, zündeten damit ein Feuer an, füllten unsern Kessel mit Wasser und kochten die Forellen. Ein flacher Stein diente als Tisch, und während wir die delikatsten Forellen mit Salz und Brot verspeisten, wurde der Kessel mit Sand ausgeschauert und, mit Wasser gefüllt, wieder ans Feuer gesetzt. Wir tranken dann noch zum Schluß der Mahlzeit Roffee und begaben uns unter einem überhängenden Felsen zur Ruhe. Ein Stein war das Kopfstücken, unsere Röcke dienten als Decke.

Als die Sonne im Nordosten stand, begaben wir uns von neuem auf die Suche nach dem Lager. Doch schlugen wir jetzt eine andere Richtung ein. Wir marschierten den ganzen Tag über und stießen erst gegen Abend auf eine Renttierherde mit ihren Hirten.

Es war eine lebhafteste Szene, die sich vor unsern Blicken abspielte. Zwischen zwei kleinen Seen wurden die Renttiere unter stetigem Bellen der Hunde und scheltenden Zurufen der Männer und Weiber zusammengetrieben. Männer mit langen Schlingen holten geschickt die zu melkenden Tiere aus der Herde heraus. Geschäftig eilten die Frauen von Zelt zu Zelt, und dabei schlugen die an einem Gurte herabhängenden Gerätschaften, das in einer Holzscheide steckende

Messer, die aus Renntierhorn geschnitzte Nadelbüchse und die Schere gegen die Fellkleidung. Die Tiere liefen bunt durcheinander, galoppierend und springend. Hier kämpften zwei Renntierböcke miteinander, indem sie sich auf den Hinterbeinen aufrichteten und sich gegenseitig mit wichtigen Vorderbeinen den Kopf mit größter Schnelligkeit bearbeiteten. Dort wurden bereits eingefangene Tiere gemolken und die Milch in hölzernen Gefäßen in die Zelte getragen.

Mit einem lauten: „Bouri beiw“, „guten Tag“, gingen wir auf die Lappen zu, die nicht wenig über unser plötzliches Erscheinen erstaunt waren. Sie führten uns auf unsern Wunsch durch die Herden hindurch zum Lager, das sich auf einer kleinen Anhöhe befand.

Die Zelte waren meist aus Segeltuch verfertigt, das die Lappen gegen Renntierfelle von den Küstenbewohnern eintauschen. Das Holzgerüst bestand aus etwa einem Duzend langer Stangen, die im Kreise in die Erde gesteckt und mit den Spitzen zusammengebunden werden. Dies Gerüst ist mit dem erwähnten Segel so bezogen, daß in der Mitte eine Öffnung als Rauchfang bleibt. Wir betraten das Zelt des Eigentümers der Herde, der uns seine Gastfreundschaft angeboten hatte. Müde und hungrig, wie wir waren, ließen wir uns sogleich auf einem Renntierfell nieder, während die Hausfrau alsobald Holz herbeischaffte, um ein Feuer anzuzünden.

Währenddessen hatten wir Zeit, das Innere des Zeldes zu betrachten. Die Ausstattung war nur sehr dürftig; von der Mitte des Zeldes herab hing an einem hölzernen Kesselhaken ein großer eiserner Kessel, in einer Ecke standen aus Birkenholz geschnitzte Schüsseln, und zwischen den Stangen und dem Zelttuch waren ein paar Holzlöffel eingeklemmt. Unweit des Einganges, auf der rechten Seite hing eine Kinderwiege, die aus einem etwa 2½ Fuß langen, ausgehöhlten Baumstamm bestand, dessen oberes Ende geschlossen war. Das Ganze war mit Leder bezogen und mit bunten Bändern verziert. Vollständig mit Moos bedeckt und mit starken Lederriemen festgeschnürt, lag das jüngste Lappenkind in der Wiege, ohne Arm oder Fuß bewegen zu können.

Über so seltenen Besuch hoch erfreut, befahl der Lappländer, als besonderen Leckerbissen ein junges Renntier zu schlachten. Sogleich machte sich einer der Hirten auf den Weg und kehrte in kurzer Zeit, das Tier am Geweih führend, zurück. Nun packte ein zweiter einen Hinterfuß des Renntieres, so daß es völlig wehrlos wurde,

während der erste das Geweih mit den Spitzen zur Erde kehrte, den ganzen Körper so zu folgen zwingend. Das Tier lag jetzt auf dem Rücken und wurde durch Niederdrücken der breiten Geweishäufeln leicht und regungslos am Boden festgehalten.

Mein Wirt trat aus dem Zelte, kniete neben dem Tier nieder und stieß ihm sein Messer, das er am Gürtel trug, mit stillem, unscheinbarem Druck ins Herz. Nur ein leichtes Zucken der aufragenden Beine verriet das innere Verbluten; das Tier gab, obwohl es in der Freiheit ein Grunzen als Lockruf hören läßt, keinen Laut von sich und bot so mit seinen leichten, zierlichen Formen in dem glänzenden Fellkleide, das Haupt mit dem mächtigen Geweih rückwärts zur Erde gebeugt, das Bild eines feierlichen Opfers. Während des Todeskampfes des Tieres herrschte lautlose Stille. Nachdem es dann verschieden war, trennte der Lappe geschickt mit dem Messer das dichthaarige Fell vom Leib, und bald lag es neben dem warmen Körper am Boden. Erst beim Ausschneiden des Leibes wurde das Blut herausgeschöpft.

Während nun die Mahlzeit in dem Kessel hergerichtet wurde, erzählte uns unser Gastgeber, was für große Verluste er im vergangenen Winter durch ein Rudel Wölfe erlitten habe, die in seine Renttierherden eingebrochen waren. Fast der zehnte Teil der Herde sei der Blutgier der Räuber zum Opfer gefallen, und die von den Wölfen verschonten Tiere seien so weit in die Berge geflüchtet, daß sie nicht wieder aufgefunden werden konnten und nach und nach verwildert waren.

Als erstes Gericht wurden uns die aufgesplitterten Knochen aufgetischt, deren Mark als größte Delikatesse gilt. Darauf wurde das Fleisch in der Brühe aufgetragen, und als Nachspeise folgte ein über dem Feuer gerösteter Renttierkäse, der so fett war, daß das Fett herabträufelte.

Inzwischen hatte sich der Himmel mit dichten Wolken bezogen, und es begann tüchtig zu regnen. Infolgedessen füllte sich das Zelt in kurzer Zeit so mit Schutzsuchenden an, daß man sich kaum noch bewegen konnte. Aber ich war zu müde, um mich dadurch sonderlich vom Schlafen abhalten zu lassen. Bald war ich fest eingeschlafen, und hätte gewiß bis in den späten Tag hinein geschlummert, wenn mich nicht ein heftiges Alpdrücken geweckt hätte, das dadurch hervorgerufen war, daß mich zwei Frauen ungeniert als Kopfkissen benutzten, während eine dritte sich über meine Füße gelegt hatte.

Nachdem wir am nächsten Tage unsere Mission erfüllt hatten, und unser Gastgeber uns zum Abschied mit einem echt lappischen Gericht, bestehend aus einem dickgekochten Brei von Blut, Renntierfett, Mehl und Salz, und mit einer Sauerampfergrüße bewirtet hatte, traten wir den Rückweg an.

Eier sammeln und Renntierjagd auf Spitzbergen.

An der Westküste von Spitzbergen ziehen sich, ähnlich wie in Norwegen, tiefe Fjorde in das Land hinein. Steil und schroff steigen die gewaltigen Felsen aus dem Meer empor und bilden so eine unersteigbare Mauer, in deren Schutz im Sommer Tausende von Seevögeln aller Arten ihre Nester bauen. Hoch oben unter den rauhen Bänken hat die Lachmöve ihr Heim aufgeschlagen, auf den stumpfförmig vorspringenden Felstanten sitzt in feierlicher Versammlung der Krabbentaucher (Lumme), und auf dem spiegelglatten Wasser des Fjordes tummeln sich Scharen von Alken und Eidergänsen, die in der wärmenden Sonne ihre junge Brut spazieren führen.

Kommt man mit seinem Boot an einem solchen Vogelberg vorüber, so fliegt alles mit lautem, gelbem Getöse in die Luft und umkreist die Felsen in so dichten Scharen, wie die Mücken zu Sommerszeiten über einem Sumpf spielen.

Wir hatten in der Nähe eines solchen Vogelberges Anker geworfen und begaben uns, mit einem 100 Faden langen Tau, einigen Birkenstangen, einem starken mit einer Eisenspitze versehenen Bergstock und ein paar Eimern ausgerüstet, ans Land. Es war eine Brutstätte für Alken, die wir aufsuchten. Etwa 100 Meter über dem Meerespiegel lief eine Art Terrasse an der Felswand entlang, und hier saßen die Alken in ungezählten Scharen und glichen mit ihrem schwarzen, steil aufgerichteten Körper und der weißen Brust riesigen Arzneiflaschen, wie sie auf dem Regale einer Apotheke stehen. Wir waren auf der andern Seite der Felswand gelandet, und während die Hälfte der Mannschaft mit mir vorsichtig die steilen Felsen emporkletterte, blieben die andern auf der Vorderseite im Boot zurück, um die Beute in Empfang zu nehmen. Nach vieler

Mühe waren wir endlich oberhalb der Alken angelangt, und nun wurde ein Platz gesucht, wo das Gestein möglichst glatt und ohne Vorsprünge war. Dann befestigte ich mir das Tau unter den Armen, nahm die oben erwähnten Gerätschaften in die Hand und ließ mich vorsichtig an dem Felsen herab. Wenn man frei in der Luft hängt, muß man vor allem darauf bedacht sein, daß das Tau sich nicht zu drehen beginnt. Zu diesem Zweck wird der Bergstock gegen die Felswand gestützt. Auch müssen die, welche das Tau oben festhalten, sorgfältig darauf achten, daß es keine Steine losreißt, die den in der Luft schwebenden Jäger töten können.

Das läßt sich natürlich doch nicht immer verhindern. So fauste mir einmal ein großer Stein dicht neben dem Kopfe vorüber, und ich konnte noch von Glück sagen, daß er mich nicht traf, sondern nur in den mit Möveneiern halbgefüllten Eimer fiel und ihn mir aus der Hand riß. Ein andermal schlug mir ein herabfallender Stein den Stock aus der Hand, ein Mißgeschick, das gleichfalls leicht das Leben hätte kosten können.

Endlich war ich ohne Unfall auf der Terrasse angelangt, und die Vögel ergriffen unter großem Sekreisch und Übereinanderhaften die Flucht. Ich löste nun das Tau von meinem Körper und befestigte es an einem Stein; denn die Terrasse war breit genug, um mir freie Bewegung zu gestatten. Jetzt begann ich mit dem Sammeln der Eier, die in riesiger Menge auf der Terrasse lagen.

Die Alken bauen nicht (wie die meisten andern Vögel) Nester, sondern legen die Eier in irgendeine Felspalte, unter einen Stein, oder auf den nackten Felsen. In letzterem Falle legen die Tiere gewöhnlich einige kleine Steine im Kreise um die Eier, damit sie nicht davonrollen.

In kurzer Zeit hatte ich einen Eimer gefüllt, band ihn an die Leine und ließ ihn zu dem Boot hinab, das am Fuß des Felsens wartete. Während meiner Arbeit näherten sich die wenig furchtsamen Vögel, schauten mir neugierig zu und ließen sich zu Hunderten an dem andern Ende der Terrasse nieder.

Als ich genügend Eier gesammelt hatte, nahm ich eine der biegsamen Birkenstangen zur Hand und saßte damit Posto an einer Ecke der Terrasse, um auf die Vögel selbst Jagd zu machen. Die Alken umflatterten mich mit lautem Sekreisch; es wimmelte von weißen Flügeln, und glänzte von schwarzen Körpern und schimmernden Brüsten. Die Stange über der rechten Schulter in die Höhe gehalten und den Körper hintenüber gelehnt (um nicht bei dem wuch-

tigen Schlage das Gleichgewicht zu verlieren), faßte ich einen bestimmten Vogel aus dem Schwarm ins Auge und beobachtete gespannt alle seine Bewegungen, und als der Unvorsichtige sich der Felswand auf ein paar Fuß näherte, fauste die Stange im Nu mit großer Gewalt gegen den Alken, und getroffen sank der Vogel, ängstlich mit den Flügeln schlagend, ins Meer, wo er von dem Boote aufgefischt wurde. Dieses Manöver wiederholte ich solange, bis wir auf längere Zeit mit Fleischproviand hinreichend versehen waren. Dann band ich mir wieder das Tau um den Leib und gab meinen Gefährten ein Zeichen, mich hinaufzuziehen.

Mit unserer Beute vollauf zufrieden, kehrten wir nach glücklichem Abstieg in unserm Boot zu dem Schiffe zurück, das am Eingang des Fjordes vor Anker lag.

Als uns nach einiger Zeit der frische Proviand wieder knapp zu werden anfang, beschlossen wir, mit unserm Schiff den Bellsund, einen der tiefsten Fjorde des westlichen Spitzbergen, anzulaufen, um von hier aus auf Renntierjagd zu gehen. Der Eingang zum Fjord wird durch mehrere größere Inseln ziemlich versperrt, die untereinander und von dem Festland durch nur schmale Meeresstraßen getrennt sind. Auf der nördlichen Seite des Sundes ist die Einfahrt etwas breiter, aber dadurch sehr gefährlich, daß ein riesiger Gletscher bis unmittelbar an das Meer sich erstreckt.

Um eine tagelange, beschwerliche Bootsfahrt zu ersparen, entschlossen wir uns nach einigem Hinundherraten, die gefährliche Einfahrt zu wählen, zumal da gerade auf der Nordseite des Fjordes, wie uns bekannt, die Weideplätze der Renntierherden lagen.

Als wir uns der Einfahrt näherten, hörten wir schon das donnerähnliche Getöse der unaufhörlich sich loslösenden Eisstücke, die weithin gewaltige Wellen erzeugten.

Stundenlang kreuzten wir dann vor der Einfahrt hin und her, ohne daß es uns wegen der von der starken Strömung gegen uns getriebenen Eismassen gelang, in den Sund einzulaufen. Da bot sich endlich eine günstige Gelegenheit, und wir segelten in den Fjord hinein. Aber kaum waren wir glücklich in die Mitte der Straße gelangt, so riß sich plötzlich unter gewaltigem Krachen ein mächtiger Eisblock zerschellend von dem Gletscher los. Erst tauchten die Stücke tief in das Wasser, schnellten dann wieder hoch empor und verursachten einen starken Wellenschlag, und einer der losgelösten Blöcke trieb, von der Strömung geführt, mit so großer Gewalt gegen den Bug unsers Schiffes, daß er ein paar Planken zer-

trümmerte und das Schiff leck machte. Doch kamen wir ohne weiteren Unfall in den treibeisfreien, ruhigen Fjord und besserten hier den Schaden notdürftig aus.

Von diesem Fjord erstreckt sich in nordöstlicher Richtung ein weites Thal, das sich bis fast in die Mitte von Spitzbergen hinzieht und von einem ziemlich breiten Fluß durchströmt wird. Hier weiden große Renntierherden, und darum wird das Thal jährlich von den Renntierjägern stark besucht. Durch das viele Schießen sind aber die Tiere scheu geworden und haben sich weiter in das Thal zurückgezogen.

Kurz vor uns war eine Jagdgesellschaft dagewesen und hatte die Renntiere tief in ein Seitental gescheucht, so daß wir erst nach zweitägigem Marsche die Tiere zu Gesicht bekamen. Schon von ferne witterten die mit außerordentlich feinem Spürsinn begabten Tiere uns und wurden sehr unruhig. Da das Thal völlig eben, ohne jede Bodensenkung und Erhebung war, konnten wir nur sehr schwer zu Schuß kommen. Die Vegetation war hier äußerst karg. Außer einigen kümmerlichen Moosarten und einer etwa gliedlangen Blattpflanze, die dort Skorbuktraut genannt wird, war weit und breit nichts Grünes zu sehen, und man muß sich wundern, wie davon ein Tier überhaupt leben kann. Und doch ist im Spätherbst der Rücken des Renntieres mit einer 2—4 Zoll dicken Fettschicht belegt.

Um den Tieren nahe genug zu kommen, mußten wir in kleinen Wasserläufen, die vielfach in den obenerwähnten Fluß mündeten, vorsichtig auf Händen und Füßen vorwärts kriechen. Endlich hatten wir uns auf Schußweite genähert, und es gelang uns, acht der ziemlich furchtlosen Renntiere zu erlegen. Der letzte Schuß, den ich abgab, streckte sogar zwei auf einmal zu Boden.

Hier oben im Tale sahen wir ein eigentümliches Naturspiel, wie wir es noch nie gesehen und auch niemals wieder gesehen haben. In einiger Ferne erhoben sich mehrere indigoblaue bienenkorbartige Erdhügel, denen eine gelbliche Flechte ein schachbrettähnliches Aussehen gab. Beim Untersuchen fanden wir, daß jeder Hügel sich aus unzähligen grobkörnigen Steinchen zusammensetzte. Die Masse war so lose, daß wir beim Ersteigen bis über die Knöchel einsanken. Wahrscheinlich haben in der Urzeit die Eismassen diese eigentümlichen Hügel zusammengetragen.

Als wir von diesem kleinen Abstecher zurückgekommen, stellte es sich heraus, daß wir 4 Jäger nicht imstande waren, die 8 Renntiere von der Stelle zu bringen. Drei von uns waren kaum mannbar und brachen daher unter der drückenden Last von zwei Renntieren

nach wenigen Schritten zusammen. So blieb uns nichts weiter übrig, als vier Renntiere zurückzulassen, und diese bedeckten wir zum Schutze mit Moos und Steinen.

Aber auch so hatten wir noch mit mancherlei Schwierigkeiten auf unserm Heimwege zu kämpfen. In den letzten 24 Stunden hatte es fast ununterbrochen geregnet, und wir waren sämtlich bis auf die Haut durchnäßt. Bei jedem Schritt sanken unsere Füße tiefer und tiefer in den lehmigen Boden; wir waren bis zum Tode erschöpft. Mühsam arbeiteten wir uns bis zu einem kleinen Flüsschen hindurch, das wir auf unserer Entdeckungstour überschritten hatten. Jetzt war es so angeschwollen, daß wir kaum Aussicht hatten, hinüberzugelangen. Wie beim Besteigen eines Gletschers banden wir uns mittels eines Laues zusammen und stiegen in das stark strömende, schmutziggelbe Wasser, das uns bis zur Brust reichte. Endlich gelangten wir glücklich hinüber; einen meiner hohen Stiefel aber behielt der erzürnte Flußgott als Sühneopfer zurück.

Allmählich gefellte sich zu unserer Mattigkeit auch noch nagender Hunger; unsere Lage war nichts weniger als beneidenswert. Den vom Schiff mitgenommenen Proviant hatten wir längst verzehrt, und eines der erlegten Tiere zu braten, war ein Ding der Unmöglichkeit; denn bei dem völligen Holz- und Grasmangel der Gegend war an ein Feuer gar nicht zu denken. Es blieb uns nichts weiter übrig, als uns mit leerem Magen auf die nasse Erde zur Ruhe zu legen. Unser Schlaf war aber von kurzer Dauer; denn nach einigen Stunden erwachten wir, am ganzen Körper vor Kälte zitternd. Wir nahmen unsern Marsch, von einem Rudel Polarfüchse begleitet, die das frische Fleisch witterten, wieder auf, und endlich sahen wir die Küste. Wir legten sogleich unsere Beute und die Waffen nieder, um nur möglichst schnell wieder an Bord zu gelangen. Mit welcher Freude wir das wärmende Feuer begrüßten, und mit welchem Appetit wir die vom Schiffskoch in der Eile bereitete Mahlzeit verzehrten, vermag ich nicht zu schildern. Es folgte ein zwölfstündiger Schlaf, während dessen die übrige Schiffsmannschaft unsere Gewehre und die vier Renntiere an Bord schafften.

Als sich das Wetter endlich aufklärte, brachen wir von neuem ins Binnenland auf, die zurückgelassene Beute zu holen. Aber unser Marsch war vergeblich; denn als wir endlich an jene Stelle gelangt waren, wo wir vor einigen Tagen die vier zurückgelassenen Renntiere unter Moos versteckt hatten, begrüßte uns schon von ferne ein mächtiges Rudel von Polarfüchsen, die die Tiere vollständig

verzehrt hatten, so daß kaum noch ein Paar Fexen Felles übriggeblieben waren. Unverrichteter Sache traten wir deshalb unsern Rückweg an, nachdem vorher noch ein paar der diebischen Gesellen ihren Heißhunger mit dem Leben hatten büßen müssen. Die bläulich grauen Felle der Eisfüchse nahmen wir als Trophäen mit an Bord. Wert besitzt dies Sommerfell kaum, während der schnee-weiße Winterpelz ein gesuchter Handelsartikel ist.

Das Schiffswrack.

Die Erfahrung hat uns gelehrt, daß, wenn gute Resultate beim Sammeln ethnographischer Gegenstände unter fremden, un- zivilisierten Völkern erzielt werden sollen, ein eigenes, gut manö- vrierfähiges Schiff ein dringendes Erfordernis ist; denn die Ver- bindungen mit den vom großen Verkehr abgelegenen Gegenden, die notwendig aufgesucht werden müssen, sind meistens sehr mangelhaft.

Häufig kommt es vor, daß man die heute beschlossene Weiter- reise morgen wieder aufgeben und den weiteren Aufenthalt ins Unbestimmte ausdehnen muß, um noch dieses oder jenes wert- volle Stück zu erwerben, von dessen Vorhandensein man erst in der letzten Stunde Kenntnis erhalten hat.

Da unsere erste Fahrt der Eisregion Nordamerikas galt, so begab ich mich in meine Heimat Norwegen, wo man das Polar- meer sozusagen vor der Tür hat und erfahrungsmäßig die besten Fahrzeuge für diese Zone baut. Hier erwarb ich einen Schoner, der den Namen „Eisbär“ führte und den ich meinen An- forderungen entsprechend ausbauen und mit einer zweiten Planken- wand, der sogenannten Eishaut, überziehen ließ, um ihn gegen die scharfen Ranten des Treibeises widerstandsfähiger zu machen.

Diese Arbeiten waren Mitte Februar beendet, und nun hieß es:

„Den Anker gelichtet,
Die Segel gespannt
Und den Kompaß gerichtet.“

Leider ist aber das letztere ein Geheimnis des Dichters geblieben, und da er die Methode, den Kompaß zu richten, nicht angegeben

hat, so ließen wir es bei dem alten Seemannsbrauch, unsern Kurs nach dem Kompaß zu richten, bewenden.

Mit günstigem Winde gingen wir in See:

„Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten.“

Raum waren wir in der Nordsee, so fing es an stark aus Südwesten zu wehen, und bald hatten wir einen handfesten Sturm, der bald darauf nach Westen herumging und mit solcher Gewalt tobte, daß unser Schonier die seltsamsten Kapriolen machte, bald auf dem Heck aufrecht stehen wollte, bald den Bug in den Wellen begrub und fortwährend von einer Seite auf die andere rollte. Indessen bot er, wie ein rechter Eisbär, der Wut des Sturmes und der Wogen erfolgreich Troß, was augenscheinlich nur wenigen Schiffen bei diesem Orkan gelungen war; denn oft stießen wir auf Schiffs-Trümmer, die eine ergreifende Sprache redeten von der Unzulänglichkeit der Menschenmacht und der Menschenwerke gegen die entfesselten Elemente.

Als am dritten Tage der Sturm seine Wut etwas gemäßigt hatte, kam in der Morgenfrühe am westlichen Horizont ein Segler in Sicht, der so sonderbar und ganz unbegreiflich manövierte, daß wir, um uns den Burschen etwas näher zu besehen, den Kurs änderten. In seine Nähe gelangt, sahen wir, daß es ein Schonier war, der seine Masten im Sturme verloren und dem man deshalb Notmasten aus Reservespieren gegeben hatte. An diese Notmasten waren Stagsegel gesetzt.

Das Schiff war wie ausgestorben, keine Seele an Bord zu bemerken; wahrscheinlich hatten wir es hier mit einem verlassenen Wrack zu tun, wodurch auch die seewidrigen Manöver des Fahrzeuges, das dem Spiele von Wind und Wetter preisgegeben, erklärt wurden.

Um uns zu überzeugen, ob nicht doch noch jemand von dem Wrack zu erlösen sei, setzten wir, da ein Anrufen bei dem Heulen des Sturmes nicht möglich war, ein Boot aus, und mit zwei behenden Leuten gelangte ich trotz des mächtigen Seeganges an Bord des Fremden. Hier sahen wir, daß die Wellen die Reling oder Schanzkleidung rings um das Schiff weggerissen hatten, während es sonst ganz unbeschädigt und so dicht wie ein Kochtopf war. Im Raum war keine Spur von Wasser, und es war uns unbegreiflich, weshalb man das Schiff verlassen hatte, das sich als neu und gut ausgerüstet zeigte.

Auf dem Deck herrschte schon ein wildes Durcheinander von Tauen, Segeln und vielen andern Ausrüstungsstücken; in der Kabine sah es aber noch wüster aus. Hier bot sich ein wahres Chaos von Büchern, Papieren, Konservenbüchsen, Damenkleidern und Toilettenstücken, mit denen Fußboden und Möbel massenhaft bedeckt waren. Zweifellos waren Frauen an Bord gewesen, und die Flucht war wohl eine plötzliche; denn auch im Mannschaftslogis sah es wild aus.

Das Schiff, das so wie es war immerhin noch einen respektablen Wert repräsentierte, seinem Schicksal zu überlassen, konnte ich nicht übers Herz bringen; ich entschloß mich daher, wenigstens einen Versuch zur Rettung des Schoners zu machen, und gab dem in der Nähe kreuzenden „Eisbär“ ein darauf bezügliches Signal, das auch verstanden wurde. —

Bei dem Durchstöbern des Schiffes hatten wir im Raum ein solides Tau von entsprechender Länge entdeckt; dieses sollte nun als Schleppkabel verwendet werden, und ich schickte meine beiden Leute hinab, um es hervorzuholen, während ich an der Luke stehen blieb, um das Tau emporzuziehen und auf Deck zum Gebrauch zurechtzulegen. Anfänglich ging das auch ganz glatt, dann setzte es sich unten aber irgendwo fest und wollte weder rückwärts noch vorwärts. Als ich schließlich ungeduldig wurde und dem Tau einen plötzlichen Ruck gab, verlor ich bei dem Schlingern des Schiffes das Gleichgewicht und flog, da die Reling fehlte, das plötzlich nachgebende Tau in der Hand, über Bord. Meine Lage war eine äußerst kritische, da mir das Tau, welches fortgesetzt im Raum abließ, nichts nützen konnte und mein Rufen im Sturm verhallte. Da bemerkte ich in meiner Not ein anderes über Bord hängendes Tau; ich arbeitete mich heran und konnte an demselben, da es an Deck festgelegt war, emporklettern; doch mußte ich meinen Hut dem alten Wüterich Neptun überlassen, der eben ein Andenken von mir um jeden Preis besitzen wollte.

Als ich wieder an Deck war, tauchte gerade einer der Matrosen aus der Luke auf und war nicht wenig erstaunt, mich ohne Kopfbedeckung und triefend wie eine gebadete Rahe zu erblicken. Einer Erklärung bedurfte es indessen nicht; das über Bord schleppende Kabel zeugte von meinem Ungemach.

Unterdessen war der „Eisbär“ aufgekreuzt und mußte binnen kurzer Zeit an dem Wrack vorbeistreichen. Wir legten das Tau daher schleunigst fest und brachten das aufgerollte Ende in das Boot.

Es war ein hartes Stück Arbeit, unserm Schoner bei dem mächtigen Seegange längsseite zu kommen und das Schlepptabel an Bord zu bringen. Besondere Schwierigkeit bereitete uns das Bergen unseres Bootes. Endlich hing aber auch dieses wohlbehalten in den Daviten, das Schlepptau war festgelegt, und wir liefen mit dem Wrack als Anhängsel flott vor dem Winde.

Das dauerte jedoch nicht lange; so leicht läßt sich der Meer-gott seinen Raub nicht abjagen; bald frischte der Sturm so kräftig auf, daß wir ein Reff nach dem andern einschlagen und die Segel schließlich ganz einziehen mußten.

Nun wurde die Sache sehr ungemütlich. — Unser Anhängsel fing, da ich nicht gewagt hatte, jemand darauf zur Bedienung des Steuers zurückzulassen, an, auf eigene Faust zu manövrieren, schnitt bald in den Wind hinauf, fiel wieder halb vor dem Winde ab und brachte so unser Schiff, das mitgerissen wurde, in große Gefahr. Der Sturm heulte durch die Takelage, und Sturzsee auf Sturzsee ging über Deck. Unsere Lage wurde immer mißlicher, und wir mußten schließlich, wenn auch mit Widerwillen, das Schlepptau kappen, denn plötzlich donnerte eine mächtige Sturzsee so furchtbar auf und nieder, daß auch unsere Schanzkleidung zertrümmert wurde — daß unser aller Leben nun in äußerster Gefahr schwebte. Das Schicksal des Schoners war besiegelt. —

Mit unverminderter Kraft heulte der Sturm, Hagelböen peitschten uns das Gesicht, unser Schiff war halbwrack. So mußten wir denn einen Nothafen an der Westküste Norwegens zu erreichen suchen, um den Schaden auszubessern. Auf der Fahrt dahin, es war gegen Mitternacht, hatten wir noch Gelegenheit, ein Phänomen zu beobachten, das den abergläubischen Matrosen große Furcht einspözte. Auf den Spitzen von Raaen und Masten erschienen plötzlich kugelige Flämmchen, die bald stärker, bald schwächer leuchteten. Diese, unsern Leuten fremde und sie daher erschreckende Erscheinung hat ihren Grund darin, daß starke in der Luft vorhandene Elektrizität durch die Metallbeschläge an Raaen und Mast angezogen, jene Feuer hervorbrachte. Dieses seltsame Phänomen, das namentlich sich sehr häufig in den südlichen Meeren zeigt, nennt der Seemann das „St. Elmsfeuer“.

Ohne weiteren Anfall erreichten wir endlich den Nothafen, wo wir unser Schiff ausbesserten. Hier hörten wir auch die Geschichte des Wracks, dessen Rettung wir versucht hatten.

Der Eigentümer des Schoners, ein reicher Engländer, der in Norwegen Besitzungen hatte, war auf der Reise nach England in der Nordsee vom Sturm überrascht worden und hatte mit einem Matrosen beim Überbordgehen der Keling den Tod gefunden. Die Witwe und die übrige Mannschaft war an demselben Tage, an dem wir das Wrack in Sicht bekamen, von einem dänischen Schonere aufgenommen worden. Das Wrack wurde einige Zeit später südlich von Bergen von einem Lotsen aufgefunden.

Bei den Eskimos in Grönland.

In der Davis-Strasse im Treibeise, einem Gewirr von Eisbergen, größeren und kleineren Schollen kreuzend, näherten wir uns der Handelsstation Jacobshavn an der Diskobai in West-Grönland.

Südlich vom Hafen der Station schneidet ein großer Fjord ins Land, wo ein riesiger Gletscher seine Eismassen bis zum Meere vorschiebt, von denen im Sommer sich viele kleinere und größere Blöcke abtrennen und ins Wasser stürzen. Ein Block drängt den andern aus dem Fjord hinaus ins freie Meer, wo sie dann als Eisberge von oft wunderbaren Gestalten, durch die Meeresströmung entführt, dahin treiben, gotischen Thürmen oder Triumphbogen oder gewaltigen dunkelblauen schillernden Eisgrotten gleichend, deren Boden man durch mehrere Faden Wassertiefe sehen kann.

Die das Innere des Landes bedeckenden kompakten Massen ewigen Eises sind die Entstehungsursache dieser Gletscher, die, Talmulden und Schründe füllend, dem Meere zuschreiten. So kommt es, daß fast alle Fjorde die Ausläufer solcher Gletscher aufweisen, die an warmen Sommertagen fast einen Fuß in der Stunde fortschreiten. Dem Gesetze der Schwere folgend, stürzen die der festen Basis beraubten überragenden Massen mit donnerndem Krachen ab, das bald schwächer, bald stärker, in Zwischenräumen von oft nur einer halben Stunde sich wiederholt, wonach leicht zu ermessen ist, wie groß die Zahl der Eisberge in diesen Gewässern ist.

Infolge des Tag und Nacht nagenden und waschenden Seewassers sind sie fortwährenden Wandlungen unterworfen; Türme

und sonstige Gebilde stürzen zusammen, andere Formen annehmend oder ein Chaos von Blöcken und kleineren Eisstücken bildend; gewaltige Riesen, die bis zu 300 Fuß über dem Wasserspiegel emporragen, und deren Basis oft bis zu 200 Klafter Tiefe den Meeresboden berührt, verlieren ganz plötzlich das Gleichgewicht; das Unterste kehrt sich nach oben, und mächtige Strudel erzeugend, versetzen sie das Meer meilenweit im Umkreise in wilde Bewegung. Den Seehunden bieten diese Eisberge willkommene Schlupfwinkel, worin sie sich vor der Harpune des Jägers flüchten, und es ist ein höchst gefährliches Beginnen, sie hier aufzusuchen. Mancher Eskimo, der im Jagdeifer einen harpunierten Seehund wagehalsig bis in solch ein Versteck verfolgte, fand darin, von den zusammenstürzenden Eismassen begraben, seinen Tod. Da oft schon eine Detonation*) von der Stärke eines Flintenschusses genügt, einen solchen vom Wasser unterminierten Giganten zu Falle zu bringen, so ist das Segeln zwischen Eisbergen sehr gefährlich, und ein Zusammenstoß mit ihnen bedeutet fast immer vollständige Vernichtung.

Wir kamen daher sehr wenig vorwärts, und erst nach langem, vorsichtigem Kreuzen konnten wir durch das Fernrohr die von Holz erbaute Kirche sowie die rot angestrichenen Wohn- und Packhäuser der dänischen Station wahrnehmen. Dann wurden schwarze Punkte zwischen den Eischollen bemerkbar, die man für Seehunde halten konnte, während es in Wirklichkeit Eskimos in ihren „Kajaks“ waren. Sie hatten kleine weiße Segel an der Spitze des Fellbootes befestigt, die den dunklen Rumpf des Fahrzeuges und seinen Ansassen verdeckten. Als die Eskimos nähergekommen waren, warfen sie abwechselnd ihre Harpunen oder auch den Vogelspeer, als wollten sie uns ihre Fertigkeit in der Handhabung dieser Jagdwaffen zeigen. Mit Windeseile an das Schiff heranschießend, riefen sie uns fröhlich: „Inut loarit!“ — „Guten Tag!“ — zu, wobei ihre Gesichter vor Freude strahlten, da das Einlaufen eines europäischen Schiffes hier ein Ereignis ist, das alle, sowohl die Europäer als auch die Eskimos gleich freudig berührt. So hatte z. B. der Kaufmann dieser Station eine Prämie, aus einigen Pfunden Raffee bestehend, für denjenigen der Eskimos ausgesetzt, der zuerst die Nachricht überbrächte, daß ein Schiff auf dem Wege zur Station sei. Für diese armen Menschen ist das eine so wertvolle Gabe, daß einst, als ein Schiff zu erwarten war, ein Eskimo wochenlang auf einem Berge zubrachte, um als Erster die Botschaft zu über-

*) Erschütterung.

bringen und den Kaffee einzuheimsen. Leider kam er aber nicht in den Besitz des mit solcher Beharrlichkeit erstrebten Schazes; denn als er nach Ansichtigwerden des Schiffes Hals über Kopf davoneilte, um den Kaufmann davon zu benachrichtigen, stürzte er einen Bergabhang so unglücklich hinab, daß er das Genick brach.

Es währte nicht lange, so traf eine ganze Flottille von Rajaks bei unserm Schiffe ein; der Kateket oder Schulmeister des Dorfes hatte mit der ganzen Jugend die Exkursion zu unserer Begrüßung unternommen. In Grönland muß nämlich jeder gesunde Knabe die Handhabung des Rajaks erlernen, damit er sich in Notfällen retten kann; denn bei den Jagden kommt es häufig vor, daß der Rajak durch harpunierte Tiere gekentert wird, was für den Eskimo, der eingeschnürt in dem Rajak sitzt, den Tod nach sich ziehen würde, wenn er sich mit seinem Boote nicht wieder aufrichten könnte.

Wir näherten uns nun auch zwei größeren Booten, sogenannten „Amijats“, mit Rippen von Holz, die mit Seehundsfellen überzogen und die zur Aufnahme mehrerer Personen bestimmt sind.

Die Leute waren mit dem Fange des Leberhais beschäftigt; sie hatten die Boote an einer etwa 200 Klafter tiefen Stelle verankert und mehrere Angelleinen ausgeworfen. Rings um die Fischer schwammen rötliche Blasen auf dem Wasser; es waren dies die bereits gefangenen und der Leber beraubten Haie, denen die Eskimos die Magen aufgeblasen hatten, um sie am Untersinken zu hindern, weil ihre Brüder sie sonst gefressen und nicht mehr auf die Röder gebissen hätten. Aus den Lebern kochen die Eskimos den Tran, der als Brauntran bei der Seifenfabrikation und zum Gerben verwendet wird.

Inzwischen war vollständige Windstille eingetreten, die Matrosen rollten unter Gesang die Segel auf, während viele mit Eskimos besetzte Boote das Schiff mittels Tauen in den Hafen bugsierten.

Hier wurden wir von der weiblichen Bevölkerung des Dorfes mit freudigem Geschnatter begrüßt und hatten Gelegenheit, die Toilette der Eskimodamen aus nächster Nähe zu bewundern. Sie tragen das Haar nach oben gekämmt, auf der Mitte des Kopfes zu einem Zopf zusammengedreht, der, mit farbigen Bändern umwickelt, steif emporragt. Die übrige Kleidung ist weniger schön als praktisch; von hinten gesehen erscheinen sie jungen Bären nicht unähnlich, wenn sie die Kapuze über den Kopf gezogen haben,

die sonst am Nacken herabhängt und zugleich als Wiege dient, in der sie ihre Babies herumtragen.

Als der Anker gefallen war, strömten alle, Männer, Weiber und Kinder an Bord, wo bald ein fröhliches Gewimmel herrschte, und als einer der Mannschaft gar die Drehorgel mit beweglichen Figuren, die wir an Bord hatten, herbeibrachte und zu spielen begann, da war dem Faß der Boden ausgestoßen. Das war ein Staunen und Bewundern ohne Ende, doch gewann die Leidenschaft für den Tanz bald die Oberhand. Es dauerte nicht lange, und alles hüpfte und drehte sich, was bei der kleinen Statur und der weiten Fellkleidung der Eskimos einen überaus komischen Anblick gewährte, zumal die in geringer Höhe vom Verdeck, quer über das Schiff laufenden, zum Befestigen der Leinen dienenden Eisenstangen zu einem Stein des Anstoßes wurden. Ein Pärchen nach dem andern kam hier zu Fall, ohne daß die Nachfolgenden durch die Purzelbäume ihrer Vorgänger gewirgt worden wären. Doch tat das dem Vergnügen keinen Abbruch; lustig und über das ungefährliche Mißgeschick lachend, wurde weiter getanzt und gesprungen. Die frohe Stimmung unserer Gäste wurde dadurch noch gesteigert, daß wir diejenigen, die uns in den Hafen bugsiert hatten, mit einem Glase Wein besonders bewirteten, was sie natürlich gern annahmen und mit einem „Kassint ligo!“ („Dein Wohlsein!“) mir freundlich zuknickend leerten. Für alle gab es dann Kaffee und Schiffszwieback mit Butter, was man sich trefflich munden ließ.

Nun zeigten die Eskimos ihre Gewandtheit in der Führung des Kajaks, und da ich für gute Leistungen zehn Biskuits als Prämie ausgesetzt hatte, begann ein lustiger Wettstreit auf dem Wasser, der uns großes Vergnügen machte. Viele leisteten wirklich Hervorragendes, indem sie den Kajak umwarfen, sekundenlang den Kopf nach unten im Wasser hingen und dann ihn mit Hilfe des Doppelruders oder des Wursholzes, mit dem sie ihre Speere schleudern, wieder aufrichteten und weiter fuhren.

Das Leben der Europäer auf solchen Stationen in Grönland ist höchst eintönig; nur einmal im Jahre legt ein Schiff dort an und versorgt den Kaufmann mit den nötigen Waren. Hierbei erhält er auch den ganzen Jahrgang der Zeitung des verflossenen Jahres, der, sorgfältig aufbewahrt, in seinen einzelnen Nummern an den entsprechenden Tagen der folgenden Zeit auf den Frühstückstisch kommt, so daß man auf diesen arktischen Niederlassungen die Weltbegebenheiten liest, wenn bereits ein Jahr darüber vergangen ist.

In Westgrönland, dessen Bewohner meist Christen sind, erscheint zwar eine Monatschrift in der Landessprache, doch gelangt diese gleichfalls erst nach Jahresfrist zu den übrigen Einwohnern, da der Verkehr in Folge der Eisverhältnisse sich auf den kurzen Sommer beschränkt.

Man kann sich daher vorstellen, mit welcher Sehnsucht das Schiff erwartet und mit welcher Freude Führer und Mannschaft desselben begrüßt werden. Repräsentiert doch ihr kurzer Aufenthalt die Summe alles europäischen Verkehrs dieser von der zivilisierten Welt abgeschlossenen Menschen. Da nimmt denn auch das Fragen auf der einen und das Erzählen auf der andern Seite kein Ende. Fast rührend ist es mit anzuhören, wie ganz unbedeutenden Vorkommnissen in Europa eine Aufmerksamkeit geschenkt und ein Interesse entgegengebracht wird, als ob es sich um weltbewegende Staatsaktionen handle, der Nachrichten aus der engeren Heimat gar nicht zu gedenken. Da hört man es aus allen Reden und Fragen klingen:

„Ost und West,
Zu Haus am Best!“

Daher ist es kein Wunder, daß die Tage der Anwesenheit des Schiffes zu Festtagen werden, wo das Beste geboten wird, was Küche und Keller zu leisten vermögen. Natürlich wurde auch ich von dem dänischen Kaufmann in Jacobshavn eingeladen und auf das freundlichste bewirtet. In der Nähe der Station gefangene Forellen, Sauerbraten von Seehundsfleisch, der wie Hasenbraten schmeckte, bildeten die Hauptgerichte. Prächtiger Rheinwein funkelte in den Gläsern auf der zierlich gedeckten Tafel, und heitere Unterhaltung belebte den gemüthlichen Kreis; wie auf Windesflügeln enteilte die Zeit.

Wären die durch die Fenster sichtbaren Eisberge und der Seehundsbraten und die in Seehundsfell gekleideten aufwartenden Eskimomädchen nicht gewesen, so hätte nichts daran erinnert, daß wir uns in Grönland befanden. In heiterster Stimmung begab ich mich spät abends an Bord, den freundlichen Zuruf der am Hafen sitzenden Eskimos: „Sinut loarise!“ („Gute Nacht!“) ebenso erwidern. —

„Sinut loarise!“

In Labrador.

Wochenlang hatten wir uns schon vor dem Cumberland-Sund (Baffinbay) zwischen Eisbergen und Schollen hindurchgearbeitet, wobei das Schiff oft so eingeklemmt war, daß es gehoben und auf die Seite gedrückt wurde, ohne auch nur ein paar Seemeilen vorwärts zu kommen. Da erhob sich in dieser verzweifelten Lage auch noch, um unsere Not auf die Spitze zu treiben, ein schwerer Südoststurm, der uns furchtbare Aufregung und harte Arbeit brachte. Seine Gewalt kam uns jedoch insofern zu statten, als das Eis vor uns dadurch etwas zerteilt wurde. Dafür staute es sich aber im weiten Umkreise der Küste so dicht, daß an eine Landung nicht gedacht werden konnte. Vorsichtig lavierend gelangten wir aus dem Eise in freieres Wasser und beschloßen, in einen der Fjorde des nördlichen Labrador einzulaufen.

Nach einigen Tagen erreichten wir an einem stürmischen Abend den Nakwaffjord, dessen Gestade nach Angaben unserer Karten unbewohnt sein sollten. Die Nacht war rabenschwarz, und der Himmel mußte mit schweren Regenwolken bedeckt sein, was sich durch die Feuchtigkeit der Atmosphäre bemerkbar machte; deshalb fuhren wir mit gereiffen Segeln langsam unter beständigem Loten den Fjord hinauf. Dabei kam einem von uns die glückliche Idee, ein Gewehr abzufeuern, was zu unserer Freude bald darauf vom rechten Ufer beantwortet wurde. Nachdem wir mehrmals das Signal wiederholt und Antwort erhalten hatten, konnten wir, dem Schalle folgend, endlich in einer Bucht Anker werfen, wo alsbald ein größeres Boot beim Schiffe anlegte, dessen Insassen, eine Anzahl Eskimos, behend wie Katzen an Deck kletterten.

Es waren wilde Gesellen, die Männer sämtlich mit Gewehren bewaffnet. Sie trugen das Haar vorn bis zu den Augenbrauen herabhängend, während es hinten wie eine dichte Mähne über die Schulter wallte. Kurze Jacken von Renntierfell, und Hosen aus Seehundshaut bildeten ihre Kleidung. Die Weiber hatten die Haare in Zöpfen geflochten und zu Kringeln um die Ohren gelegt, von denen riesige, fast einen Fuß lange Troddeln von Glasperlen herabhingen. Die Stirn zeigte mit den Augenbrauen gleichlaufende, streifige Tätowierung. Ihre Jacken hatten eine fractähnliche Fassung, nur daß der hinten bis zu den Knöcheln herabreichende Schoß

in seiner ovalen Form einem Bierschwanz gleich, was bei schneller Bewegung äußerst komisch wirkte, von ihnen aber jedenfalls für sehr kleidsam gehalten wurde. Weite Beinkleider und kurze Stiefel, gleichfalls aus Seehundsfellen, vervollständigten den Anzug.

Da die Sprache unserer Gäste derjenigen der grönländischen Eskimos sehr ähnlich war, konnten wir uns leidlich verständigen, und erfuhren, daß hier von der Hudson-Bai-Compagnie eine Station angelegt sei, wodurch sich denn auch die gute Bewaffnung der Gesellschaft erklärte.

Wir bewirteten unsere Gäste mit Pötkelfleisch, Zwieback, Butter und Tee, doch sagte ihnen das Pötkelfleisch nicht zu; einer nach dem andern spie es mit einer Grimasse des Ekels sofort wieder aus, und allgemein hieß es: „Tarra juk!“ („Zu salzig!“). Tee und Zwieback mit Butter mundete ihnen dagegen vortrefflich. Für den Rest der Nacht empfahlen sie sich dann, kamen aber schon am Morgen wieder an Bord und halfen uns beim Wassereinnehmen. Sie spannten zehn ihrer Hunde vor einen Schlitten und schleppten darauf, obgleich kein Schnee lag, die gefüllten Wasserfässer von dem ziemlich entfernten Fließchen ans Ufer. Als wir dann weiter segelten, blieben einige bei uns, um uns Lotsendienste zu leisten. Unter diesen war auch der Schamane (Zauberer) des Stammes, von dessen Künsten wir später eine Probe erhalten sollten.

Wir waren noch nicht weit gekommen, als uns an einer Stelle, wo die Küste von Rissen starre, Windstille und dichter Nebel überfiel. Ein Teil der Mannschaft und die Eskimos wurden in die Takelage beordert, um auf die Brandung zu achten, die bei dem Nebel eben nur noch mit dem Gehör wahrgenommen werden konnte. Trotz der Windstille ging die See hoch, und das Schiff stampfte schwer, was nichts Gutes bedeutete; es war die Stille vor dem Sturme. Bald darauf kündigte er sich auch durch näher und näher kommendes Brausen an; da rief auf einmal einer der Eskimos: „Die Brandung — die Brandung!“ — und dicht hinter dem Schiff schäumten die Wellen über ein langgestrecktes Felsenriff. — Es blieb uns gerade nur soviel Zeit, den Anker zu werfen, als auch schon der Sturm in die Segel blies, daß sie sich gewaltig bauschten; glücklicherweise aber konnten sie noch schnell geborgen werden, da Hände genug an Bord waren. Als das Schiff dann

zum Winde aufschwang, waren wir in solcher Nähe des Riffs, daß wir es mit einem Steinwurf erreichen konnten. Unsere Lage war eine furchtbare; unser aller Leben hing von der Widerstandsfähigkeit der Ankerketten ab.

Eine Nacht voller Aufregung und Gefahr folgte: der Sturm hatte die großen Register gezogen und heulte gewaltig durch das Tauwerk; ununterbrochen gingen Sturzseen über das Verdeck, während das Donnern der Brandung hinter dem Schiff selbst den Sturm übertönte. — Niemand schloß in dieser Nacht ein Auge. Unsere Aufregung stieg von Minute zu Minute; denn unsere Lage wurde immer gefährlicher. Da endlich ließ gegen Morgen der Sturm nach und änderte gleichzeitig seine Richtung zu unsern Gunsten. Dies ermöglichte uns, der Gefahr des Scheiterns zu ent-rinnen; doch sollte diese Hoffnung nur von kurzer Dauer sein. Bald frischte der Sturm wieder gewaltig auf und drohte uns an die von Rissen starrende Küste zu werfen.

Um von der gefährlichen Stelle fortzukommen, preßten wir den Wind, d. h. wir kreuzten mit allen Segeln, und ich hatte eben die Kajüte betreten, um die Karten zu Rate zu ziehen, als mich ein durchdringendes Geschrei auf Deck sofort wieder nach oben eilen ließ. Hier fand ich zu meinem Erstaunen den Schamanen, er hieß Terrianiak, d. i. „Alter Fuchs“, am Steven des Schiffes stehen und mit Händen und Füßen gestikulierend dem Sturme entgegen-schreiend, wobei seine lange Mähne wie ein Banner im Winde flatierte. Er schien über fabelhafte Stimmittel zu verfügen, da sein Geschrei den Sturm übertönte, der nicht gerade sanft säuselte. Übrigens hatte er bei seinem tollen Gebaren in einem andern Eskimo, der in der Schiffsluke saß und lautlos mit den Händen wunderliche Mätzchen machte, einen stillen Teilnehmer gefunden. Niemand wußte, was die Faxen bedeuten sollten, und als ich das Schauspiel einige Zeit beobachtet hatte, glaubte ich wirklich, die beiden Kerle seien vor Angst übergeschnappt. Als der Schamane, der noch eine geraume Zeit fortgeschrien hatte, sein Lärmen (wahrscheinlich wohl, weil er nicht mehr konnte) einstellte und auch sein Kollege die Poffen unterließ, fragte ich den Wundermann, weshalb er sich denn so gewaltig aufgereggt habe, worauf er mir geheimnisvoll bedeutete, der Sturm werde nun bald nachlassen und seine Richtung ändern. —

Jetzt ging mir ein Licht auf; — der Bursche hatte seinen Zauber angewendet und den Sturm beschworen. —

Der Zufall fügte es denn auch wirklich, daß seine Prophezeiung eintraf; der Sturm drehte sich nach Verlauf einer Stunde so, daß wir der Gefahr entkamen, was Terrianial natürlich nur seiner Zaubermacht zuschrieb. In den Augen der Mannschaft, die, wie alle Seeleute, abergläubisch waren, hatte der Bursche bedeutend gewonnen, und man bezeichnete ihn in der Folge nur noch mit dem Worte: „Angakok“, d. h. Zauberer. —



Biblioteka Główna UMK



300049626794